

die Hoffnungen geäußert, die Ereignisse dieser Art für den Frieden bedeuten. Er sagte: „Während die Welt drei Jahre lang in einer eigenartigen Angst und auf mancherlei Weise zwischen Krieg und Frieden schwankt, suchen weitsichtige und tapfere Männer neue Wege, die zur Sicherheit führen. Indem sie Versöhnungsversuche dauernd wiederholen, widmen sie sich der Aufgabe, das in seinen Grundlagen erschütterte Europa wieder ins Gleichgewicht zu bringen, diese Quelle immer wiederkehrender kriegesischer Unruhen und Konflikte in einen Wall des Friedens umzuschaffen und Europa zu einem von der Vorsehung erkorenen Vorkämpfer des Weltfriedens zu verwandeln.“

Der Friede der Welt beruht sowohl auf den natürlichen Gruppierungen der Völker in den verschiedenen Weltteilen wie auf der rechtlichen Organisation aller Staaten. Es mag sein, daß traditionelle Widersacher in der Erwägung, daß sie zusammen Teile eines großen Ganzen formen, lernen werden, in welcher Weise sie jene Stellungnahme überwinden könnten, durch die sie in der Vergangenheit entzweit wurden. Die regionale Bewegung ist sicherlich eine Aufforderung an alle Nationen, ein für allemal ins Auge zu fassen, was sie einigt, anstatt das zu betonen, was sie trennt.

Wenn die Vereinten Nationen, was durchaus im Einklang mit ihrem Geiste stünde, in Anerkennung des regionalen Prinzips in der Förderung lokaler Abmachungen erfolgreich wären, würden sie damit zweifellos den Dank der Völkergemeinschaft ernten. Aber die Wiederherstellung der internationalen Einheit kann nicht einfach auf ein Spiel mit Verfassungen reduziert werden. Zuerst müssen die Überbleibsel des Hasses und der Feindseligkeit aus den Herzen der Menschen verschwinden. Ein dauernder Fortschritt kann nicht erreicht werden, solange ein dicht bevölkerter und hoch entwickelter Teil dieser internationalen Völkergemeinschaft im Elend schmachtet oder unter der Schmach des Ausgestoßenseins leidet. Aber es will uns scheinen, wir haben genug gesagt, um nachzuweisen, daß Heilkräfte vorhanden sind, und daß sie kraftvoll und zahlreich sind. Die Zukunft wird, so hoffen wir, zeigen, daß sie sich siegreich durchzusetzen vermögen.

Die anderen Völker

Von FRANZ HILLIG S. J.

Die Frage nach dem Bruder hat für den Christen immer bestanden und weder bei der Familie noch bei einem Stand oder einer Rasse je haltgemacht. Eines Tages steht der Bruder als Pole oder Franzose, als Amerikaner oder als Farbiger vor uns. Was dann? Die Kirche Christi ist Weltkirche, in der alle Völker Heimatrecht haben und gleichberechtigt sind. Ja der Herr hat im Gleichnis vom Barmherzigen Samaritanen einen

besonderen Ton darauf gelegt, daß auch die Ausländer und Angehörigen einer fremden Rasse unsere Nächsten sind und wir auch ihnen Bruderliebe schulden. Er weiß, wie stark die Stimme des Blutes spricht, und mit welcher Gewalt die Menschen gleicher Herkunft und Sprache zueinander streben und sich vom Fremden abwenden.

Diese Liebe zu Volk und Heimat ist naturhaft gut und offenbar vom Schöpfer in den Menschen eingesenkt; aber sie neigt zur Überspannung. Sie bedarf der Veredelung. Sie muß, ohne sich aufzugeben, in einen umfassenderen Zusammenhang hineinwachsen. Gleichgesinnte und Gleichgeartete lieben, das können auch die Heiden. Den Söhnen und Töchtern des Vaters ist Höheres und Schwereres aufgetragen. Sie sollen selbst ihren Feinden Gutes tun. Ihre Güte soll ohne Einschränkung sein wie der strahlende Segen der Sonne und der rauschende des erquickenden Regens (vgl. Mt 5, 45).

Die alte Welt war in Fächer und „Kasten“ eingeteilt, und die Kastenunterschiede reichten tief hinab. Sie waren mehr als Farb- und Sprachunterschiede. Die andern waren unrein, minderwertig und verachtet. Die höchste und unübersteigbarste aller Scheidewände, welche die Erde zerteilten, war die zwischen Gottesvolk und Heidenwelt. Sie dokumentierte am tragischsten, daß die gefallene Menschheit eine gespaltene und zerrissene Menschheit war. Diese Wand ist im Opfertod des Welterlösers zusammengestürzt. „Er ist unser Friede. Er hat beide Teile geeint und die trennende Scheidewand niedergerissen“ (Eph 2, 14).

Damit ist der neue Mensch da und der Raum für eine neue Menschheitsordnung erschlossen. Damit verlieren auch alle andern Mauern und Unterscheidungen an Bedeutung. „Da gilt nicht mehr Jude oder Heide, nicht mehr Knecht oder Freier, nicht mehr Mann oder Weib . . . Denn durch den Glauben seid ihr alle in Christus Jesus Kinder Gottes“ (Gal 3, 28 u. 26). Geblendet schauen die Zwölf in die unermessliche Weite, die sich vor ihnen auftut. Paulus wächst als erster in die neuen Maße hinein und erringt sich den Namen des Völkerapostels. Petrus muß erst durch das Gesicht von Joppe lernen: „Was Gott für rein erklärt hat, sollst du nicht unrein nennen“ (Apg 10, 15). Dreimal muß es ihm gesagt werden, dann erst ist er gerüstet, Kornelius, den Fremdstämmigen, den Hauptmann der feindlichen Besatzungsmacht, den Heiden, als Bruder aufzunehmen.

Nur zaghaft sind ihm die Völker gefolgt. Das Kapitel von der Eingung und Entstellung des christlichen Brudergeistes durch den Nationalismus ist ein dunkles und schmerzliches Kapitel. Der Geist Christi liegt da zu allen Zeiten im Kampf mit einem anderen Geist. Doch wichtiger als alle Scham und Trauer ist die Erkenntnis dessen, was sein sollte. Die Botschaft von der alle Völker und Rassen umspannenden Bruderliebe bleibt bestehen und muß jedem Geschlecht neu verkündet

werden. Eines Tages fragt das Kind die Mutter, kommt im Religionsunterricht das „erste und größte Gebot“ an die Reihe, ist das Gleichnis vom Barmherzigen Samaritanen zu erklären, und vom Geschichtsunterricht und von eigenen Beobachtungen her erheben sich Fragen und Bedenken: Wie ist das mit den Ausländern in den Lagern und mit den Juden? Wie stehen Chinesen und Neger in der Kirche? Was greift tiefer: die Teilnahme an der einen Taufe, an dem einen Glauben und dem einen Tisch oder die Staatszugehörigkeit? Dann darf der Katechet nicht unsicher stammeln, dann muß er klar und weckend die Freiheit verkünden, zu der Christus uns befreit hat.

Es wäre ein Hohn auf die Geschichte, wollte man behaupten, daß sie sich geradlinig aus blutigen Auseinandersetzungen zu friedlicher Verständigung hinbewege. Die Geschichte des Sich-Vertragens zwischen den Völkern ist eine einzige Geschichte schlimmer Rückfälle. Dennoch ist heute eine neue Stufe erreicht. Erstmals ist durch die Technik die Welt in ihrer Ganzheit erschlossen und wird sich die Menschheit ihrer Einheit bewußt. War es bisher wenigen Dichtern und Menschheitsfreunden vorbehalten, von einer kommenden Vereinigung aller Völker zu träumen, so ist diese Einheit als reale Schicksalsgemeinschaft heute Tatsache. Gebirge und Ozeane sind keine Schranken mehr. Es gibt keine Erdteile mehr zu entdecken. Wir überblicken ziemlich genau das Weltvorkommen der Rohstoffe und müssen uns miteinander ins Benehmen setzen. Wir sind wie eine Familie um den Tisch der Welt zusammengedrückt. Keiner kann mehr etwas von Bedeutung unternehmen, ohne daß alle davon mitbetroffen werden, und was heute ein Minister sagt, weiß morgen die ganze Welt. Die Versuche, überstaatliche Regelungen zu treffen und Welt-Gremien zu schaffen, ergeben sich aus dieser Lage der Dinge wie von selbst, und mögen sie auch noch so unbefriedigend ausfallen, man kann sie wahrlich nicht als eine Verstiegenheit belächeln.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß der Patriotismus alten Stils unverändert aus dieser Entwicklung hervorgehen wird. Die Anschauungen von Volk und Vaterland haben im Laufe der Zeit schon manche Wandlungen durchgemacht. Sie stehen heute in einem neuen, tiefgreifenden Umbildungsprozeß. Ein freieres und unbefangenes Denken beginnt sich durchzusetzen, das weder Romantik noch Pathos liebt und mit martialischen Standbildern wenig anzufangen weiß. Es muß nicht ehrfurchtslos und lieblos gegen das Vergangene sein, aber es will nichts von Unwahrheit und Scheuklappen wissen. Die Geschichte soll nicht zum Götzen werden, dem die lebendige Entwicklung geopfert wird. Ein ganzes Vokabular ist einfach nicht mehr möglich, nicht nur weil es in den letzten fünfzehn Jahren schändlich mißbraucht worden ist, sondern weil der neue Wein neue Schläuche braucht. Weil ein gewisser Nationalismus ein falscher Mythos und ein Anachronismus ist.

Damit ist auch für das Christentum eine neue Stunde angebrochen

und im besonderen für seine Botschaft von der Würde aller Menschen ohne Ausnahme und von der höheren Einheit, in die alle Völker brüderlich hineingerufen sind, ohne daß ihrem Eigenwesen und ihren Gaben damit Gewalt zu geschehen braucht. Es ist hier wie auf dem sozialen Gebiet die Schicksalsfrage, ob unser heutiges Christentum nur noch eine Verzierung darstellt, die der im übrigen unveränderten Struktur des Lebens aufgesetzt ist, oder ob es als Sauerteig in die Strukturvorgänge selber hineinwirkt und die neuen Lebensformen mitbestimmt. Läßt unser christlicher Glaube nationale Enge und Überhebung unangetastet und baut sich am Rande ein bescheidenes Haus, oder stellt er die überkommenen nationalen und politischen Kategorien in Frage und sucht auch den zwischenstaatlichen Beziehungen ein christliches Gesicht zu geben? Übernehmen wir unbesehen die Anschauungen unserer Umwelt oder unterstellen wir auch unsere politischen Auffassungen dem Evangelium und den Rundschreiben der letzten großen Päpste? Denn oft wird es nicht leicht sein, die Verbindungslinien vom Evangelium zur Tagespolitik und zur Tageszeitung unmittelbar durchzuziehen. Die Weisungen des kirchlichen Lehramtes bieten da eine kaum zu überschätzende Hilfe.

Die Stunde scheint günstig für einen ganz neuen Anfang, für einen Brückenbau zwischen Völkern und Kontinenten. Und doch ist es die Tragik der Gegenwart, daß gerade sie gefährliche neue Spannungen zwischen den Völkern und ganzen Völkerblocks geschaffen hat. Schon wieder ist an vielen Stellen das Anschwellen eines feindseligen und gereizten Nationalismus zu beobachten. Die Botschaft von der völkerumspannenden Liebe trifft weithin auf Menschen, die in ihrem vaterländischen Fühlen verwundet, die von ihrer Heimat vertrieben sind und unsäglich Bitteres von den andern erduldet haben. Was nützt die Kontinente verbindende Technik, wenn in ihrem Zeichen Riesenevakuierungen vor sich gehen, wenn es Bomber sind, die sie hinüberschickt? Und welchen Segen kann die um den Weltball eilende Stimme des Rundfunks stiften, wenn sie im Dienste der Unwahrhaftigkeit und der Aufhetzung steht? Die Technik allein wird es nie schaffen. Es kommt darauf an, ob sie das Instrumentarium in der Hand des neuen Menschen ist.

Der Zeitpunkt, über unser Verhältnis zu den anderen Völkern zu sprechen, möchte übel gewählt erscheinen: Nicht nur weilen die Mitglieder der Besatzungsmächte auf deutschem Boden und ist das Restgebiet Deutschlands neben den vertriebenen Einwohnern unserer Ostprovinzen von Sudeten-, Ungarn- und Balkandeutschen überschwemmt, die uns oft recht fremd anmuten: Volksgruppen aus allen Ländern Europas, Juden, Deportierte, politische Flüchtlinge stellen eine Überfremdung dar, die mit Naturnotwendigkeit den Ruf nach Entfremdung laut werden läßt. Der Antisemitismus findet neue Nahrung, und manche fragen schon vorsorglich, wie sie morgen dastehen werden, wenn etwa wieder ein bewußt nationaler Kurs die Oberhand gewinnen sollte.

Darauf können wir nur antworten: Das sind alles ebensoviel Gründe, über unser Thema zu sprechen. Wir haben nicht zu fragen, welcher Gefahr und Rache von seiten nationalistischer Fanatiker sich der Verkünder der christlichen Bruderliebe gegebenenfalls aussetzt, sondern wie wir einem Rückfall in diese Geisteshaltung mit allen Kräften entgegenwirken. Unser Christentum darf nicht vor der Politik kapitulieren. Es gibt kein Gebiet, das sich dem Geist Christi entzieht. Dabei ist weltweites, brüderliches und friedliches Denken keineswegs Sache des Politikers allein. Die christliche Botschaft ergeht an alle Menschen. Auch wenn es für sie nie eine politische Verwirklichung gäbe, könnte sich keiner von uns damit herausreden. Wir haben vom Ausländer und Fremdrassigen wahrhaftig und gütig zu denken und als Bruder gegen ihn zu handeln.

Jeder spürt, welche Kluft sich hier zwischen naturhaftem und geheiligtem Menschentum auftut. Die Widerstände, die sich solcher Aufhellung und Aufweitung im Geiste Christi entgegenstemmen, sind gewaltig und wirken wahrhaftig auch bis in die Reihen der Christen hinein. Diese Widerstände stammen nicht erst von gestern. Sie haben jahrhundertealte Wurzeln und gehen auf letzte Fehlneigungen des gefallen Menschen zurück. Wohl trifft man gelegentlich auf Anerkennung, ja Bewunderung des Fremden, aber wer in das Leben schaut, muß feststellen, daß das nicht die Regel ist. Weit häufiger ist das Urteil über Ausland und Ausländer überheblich und verächtlich. Das gilt keineswegs nur vom Deutschen. So sind die Menschen von Natur aus alle. Wer Gelegenheit hat, in das ungezwungen sich äußernde Nationalgefühl eines Volkes hineinzuschauen, wird mehr als einmal geradezu fassungslos vor dem naiven Selbstbewußtsein, vor der Überzeugung von der eigenen Größe und Leistung und dem Herabsehen auf alle anderen stehen, wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß dieses Gefühl bei den verschiedenen Völkern verschieden stark ausgeprägt sein mag. Für den Deutschen scheint das Schwanken zwischen nationalem Selbstgefühl und nationaler Würdelosigkeit bezeichnend. Der großen Spannungsweite der deutschen Seele entspricht offenbar nicht immer die innere Sicherheit, so daß der Deutsche bald dem Zauber des Fremden erliegt, bald durch krampfhaftes Selbstbehauptung sich zu verteidigen sucht. Von Natur aus ist er gewiß nicht starr und eng, und schon seine Lage im Herzen Europas bestimmt ihn für offene Empfänglichkeit. Eine ruhige Gewißheit im Besitz unserer Gaben wird uns am ehesten zu einer unbefangenen Anerkennung auch der anderen führen.

Allein die Art, wie wir, ohne uns viel dabei zu denken, vom Ausländer reden, ist aufschlußreich — und schon entdecken wir eine Mitschuldige an dieser Einstellung: die Sprache. Sie ist ja nicht nur Ausdruck einer Gesinnung, sie hilft sie schaffen. Ein ganzes Sprachprivatissimum ließe sich über diesen Punkt schreiben. Es wäre eine lohnende Aufgabe für einen Philologen. So nannten die Israeliten die Nichtjuden voll Verach-

tung Gojim, und die Griechen die Nichtgriechen Barbaren, was freilich damals nicht ganz den heutigen Sinn hatte. Dafür sahen die alten Römer auf ihre Lehrmeister, die Griechen, als auf die Graeculi herab, mit welchem Wort sich für sie die Vorstellung von Unzuverlässigkeit und Würdelosigkeit verband. Sie nahmen dieses Artistenvolk nicht ganz ernst, ähnlich wie manche unserer Landsleute die Franzosen, die ihnen „frivol“ vorkommen, nicht recht ernst nehmen wollen. In Tirol haben die Welschen (oder Walschen), die „Katzlmacher“, keinen guten Ruf, wovon sich in „Kauderwelch“ und „Rotwelsch“ noch Spuren finden. Die Italiener geben es den Tedesconi, den teste dure, den lanzichenecci (den Dickköpfen und Landsknechten) auf ihre Art zurück.

Wenn wir von böhmischen Dörfern, spanischen Stiefeln und polnischer Wirtschaft reden, ist das so wenig anerkennend wie das englische German-silver für Ersatz- oder Neusilber oder das französische „querelle d'Allemand“, ein vom Zaun gebrochener Streit, oder der englische Gebrauch von Gotisch für etwas Rückständiges und Rohes. Ein Volk schiebt es übrigens fröhlich auf das andere. So empfiehlt man sich beim Engländer (wie bei uns) „auf französisch“: to take French leave, bei den Franzosen aber „auf englisch“: filer à l'anglaise. Bringt man die Fremden überhaupt je mit etwas Erfreulichem in Zusammenhang? Die Iren tragen den Spitznamen Bog-trotter (von bog, Sumpf), German measles sind Röteln, ein Krawat (Kroat) ist ein heimtückischer Mensch, wie überhaupt fast sämtliche Namen der slawischen Nachbarvölker im süddeutschen und österreichischen Sprachgebiet als Schimpfnamen verwendet werden: Ruß, Schlowack, Schlawiner, Pollack (Pole), Bömak, Bemm (Böhme). Manchmal fällt man gemeinsam über dasselbe Volk her, zum Beispiel die Chinesen. Für die Franzosen ist zopfiges, kompliziertes Wesen eine „chinoiserie“, und Nietzsche will gewiß kein Lob spenden, wenn er Kant den „großen Chinesen von Königsberg“ betitelt. Er kränkt damit nebenbei gleich noch ein großes und altes Kulturvolk. Ganze Stufenleitern der Einschätzung werden errichtet, aber immer steht das eigene Volk obenan: L'Italiano canta, il Francese parla, l'Inglese tossisce, il Tedesco sputa! — Der Italiener singt, der Franzose spricht, der Engländer hustet, und der Deutsche — man verzeihe dem Übersetzer — spuckt. In Spanien erzählt man sich folgenden Ausspruch Karls V.: Das Französische ist die Sprache der Frauen, das Deutsche die der Pferde, das Italienische die Sprache der Liebenden und das Spanische die Sprache — der Engel.

Das sind noch harmlose Beispiele, aber sie sind bezeichnend. Natürlich hat jedes Volk seine Fehler, und eines ist dem andern in bestimmten Dingen überlegen. Nur daß meist die Fehler der andern im Vordergrund des Bewußtseins stehen, während die Balken im eigenen Auge geflissentlich übersehen werden. Gewiß, die andern haben uns Schweres zugefügt; aber haben wir es ihnen nicht vergolten? Sind nicht gerade die Völker

Europas eine jahrhundertealte Gemeinschaft des Gebens und Nehmens? Haben wir nicht alle voneinander gelernt und auch schon einmal Gutes voneinander empfangen?

Wer daran zweifelt, daß es eine weitverbreitete und alteingewurzelte Gewohnheit ist, über die anderen Völker abfällig zu reden und zu denken, der beobachte einmal unauffällig die Gespräche seiner Umgebung. Er wird bald die oben gebotenen Proben um kräftige Ausdrücke vermehren können. Er wird ferner die Feststellung machen, daß die Ausdrucksweise gläubiger Menschen sich häufig kaum von der ihrer Mitmenschen unterscheidet. Es ist nicht immer böse gemeint; es ist Übermut und Freude an kräftigen Wendungen oder es ist längst zu einer Gewohnheit geworden, die gar nicht mehr vom Bewußtsein überwacht wird. Und dennoch stimmt da etwas nicht und spiegelt sich in solchen Zufälligkeiten und Äußerlichkeiten eine tiefer sitzende Fehlhaltung.

Woher stammt nur diese weitverbreitete Abneigung gegen die fremden Völker, dieses zähe Vor-Urteil, das allem vernünftigen und sachlichen Denken voraufläuft und es unter den Einfluß einer heimlich schwelenden Leidenschaft beugt? Wer zu Friedenszeiten im Ausland weilt, ist doch immer wieder überrascht von der Freundlichkeit der Menschen. Es ist fast gleich, in welches Land man fährt: die Bewohner, die kleinen Leute zumal, sind harmlose, gute Menschen, die keinem etwas Böses wollen. Selbst noch der Soldat, der als „Feind“ in das Land kam, hat das oft wie mit Beschämung empfunden. Die Menschen sind sich überall ähnlich. Sie haben es nirgends leicht. Ihr einziger Traum ist ein kleines Haus, ein eigener Garten und — Frieden! Warum glauben die Menschen bei uns nicht, daß die Menschen draußen in den Ländern rings um das unsere herum nett und freundlich sind, und warum wollen es umgekehrt die andern nicht wahr haben, daß auch bei uns die Menschen im Grunde gutwillig und arglos sind und sich nur nach einem sehnen: nach Frieden? Woher nur stammt diese Vergiftung der politischen Phantasie, das lieblose Reden und Urteilen über die anderen Völker?

Es ist nicht einfach böser Wille. Man weiß es nicht besser; der Blick reicht nicht so weit. Die erste Stufe der Politik ist nun einmal die Kirchturms- und Kantönli-Politik. Dahinter beginnt das Ausland, das heißt das „Elend“. Die Unwissenheit bewirkt nicht nur, daß der Mensch eine Brille trägt, sondern daß er fest davon überzeugt ist, keine zu tragen. Der Bewohner des europäischen Festlandes weicht im Straßenverkehr nach rechts aus. Das ist sein gutes Recht; aber er tut mehr: er hält diese Art auszuweichen für die einzig richtige und vernünftige. Kommt er nach England und beobachtet dort den umgekehrten Brauch, dann beginnt er am Verstand der Engländer zu zweifeln.

Wir haben in Deutschland in der Kirche Bänke, und das hat seinen guten Sinn; das macht einen ordentlichen und ernsten Eindruck. In den

romanischen Ländern zieht man den Betstuhl vor, mit dem jeder sich seinen Platz suchen kann. Der Deutsche, der das zum erstenmal sieht, ist in Gefahr, mit dem Kopf zu schütteln. Er ist in noch größerer Gefahr, das zu tun, wenn er merkt, wie in anderen Ländern etwa das Versicherungswesen viel weniger ausgebaut ist als bei uns. Sein Urteil ist bald fertig. Es lautet auf Rückständigkeit, und er wird im Gespräch mit seinen ausländischen Bekannten den vorwurfsvollen Ton des Besserwissers anschlagen. Bis er erfährt, daß die andern unser System gar nicht wollen. Daß ihnen die Vorteile zu teuer bezahlt erscheinen. Daß sie eine Freiheitsberaubung und ein Überhandnehmen der Staatseinmischung darin sehen, daß sie eine Nivellierung des Ärztestandes samt einem Anwachsen der Versicherungspsychose befürchten.

Jedes Ding hat zwei Seiten, und oft führen viele Wege zu einem Ziel. Unsere Methode mag gut sein, darum ist aber eine andere noch nicht schlecht. Man müßte vergleichen. Man müßte die Gründe für das eine oder das andere ruhig abwägen. Aber oft weiß man gar nicht, daß es auch andere Wege gibt, und die Gründe kennt man schon gar nicht. Wir sind es von Kindesbeinen an so gewohnt. Wir kennen es nicht anders, und darum ist es so richtig, und alles andere ist falsch. „Anders, also falsch“, das ist geradezu die Ursünde vieler Überheblichkeit und mancher Fehlurteile.

Die Unkenntnis ist ein willkommener Boden für Schlagwort und Abstempelung. Völlig weiße Flecken erträgt keiner lange auf seiner Weltkarte. Sie werden von der Schule und der öffentlichen Meinung auch bald mit fertigen Ansichten jeder Gegend und der dortigen Zustände zugedeckt. Es sind einfache und einprägsame Bilder, die von den Tagen der Kindheit an unsere Vorstellung bevölkern, und deren Einfluß sich ein Mensch wohl Zeit seines Lebens nie mehr ganz zu entziehen vermag. Der Himmel Italiens muß sich alle Mühe geben, wenn er unentwegt so tiefblau und heiter erscheinen soll, wie die landläufige Vorstellung das von ihm erwartet. Die Dinge haben so zu sein, wie wir es gelernt haben; und umgekehrt mögen sich die Angehörigen bestimmter Rassen und Völker noch so sehr anstrengen, unsere nicht gerade freundlichen Vorurteile zu besiegen, sie ernten wenig Erfolg; denn so leicht trennen wir uns nicht von unseren vorgefaßten Meinungen.

Die Atmosphäre ist dabei keineswegs immer eine sehr heitere. Sie ist von der Glut politischer Leidenschaft erfüllt. Man beruft sich auf die hohen Werte des Vaterlandes und der Heimat. Es geht, so heißt es, um das Abendland und die heiligsten Güter der Menschheit. Wie wenige Menschen haben die geschichtliche Kenntnis und die geistige Unabhängigkeit, um zwischen den ernststen, unabdingbaren Anliegen unserer Kultur und irgendeiner eingebildeten Bedrohung zu unterscheiden! Gerade weil der nationale Egoismus als überpersönliches Ideal, als selbstloses Sich-Einsetzen für die Gemeinschaft auftritt, kann er gut-

meinende und idealgesinnte Menschen betören. Unter der Einwirkung des politischen Fanatismus erhält das Urteil vieler Menschen eine Kälte und Härte, deren sie sonst nicht fähig wären. Bedenkt man ferner, über welche Macht der Meinungsbildung der moderne Staat von den Schulbüchern und der Lehrerbildung an bis zu Presse, Rundfunk und Film verfügt, und wie diese Macht in gewissen Ländern skrupellos und systematisch in den Dienst der Völkerverhetzung gestellt wird, dann wundert man sich nicht, daß die Völker sich nicht sehen, wie sie sind, sondern daß je das eine für das andere die abstoßenden Züge eines Schreckbildes annimmt.

Es kommt hinzu, daß die politische Meinungsbildung nicht im luftleeren Raum arbeitet. Die furchtbare politische Hypothek der Vergangenheit liefert ihr das eindrucksvollste Anschauungsmaterial. Man braucht nur unermüdlich auf die Wunden hinzuweisen, die die anderen Völker dem eigenen geschlagen haben. Es bedarf gar nicht der Lüge. Es genügt, wenn man die Wunden sich nie schließen läßt, und es gibt eine ganze Literatur, die dafür sorgt, daß das nie geschieht.

Dabei arbeitet die Propaganda mit der selbstverständlichen Vereinfachung, als ob der einzelne Ausländer oder Fremdrassige die Auffassung der Regierung seines Volkes teilte und für sie verantwortlich wäre. So sehr wir uns, und mit Recht, gegen die These einer unterschiedslos alle Deutschen treffenden Kollektivschuld wehren, so sehr neigen wir dazu, sie den andern gegenüber ohne weiteres gelten zu lassen. „Die Russen“ und „die Tschechen“ zum Beispiel sind für das landläufige Urteil Menschengruppen von einer einheitlichen Art und Haltung, und dabei haben wir doch gerade erst alle am eigenen Leibe erfahren, wie sehr ein Volk und seine Regierung und verschiedene Teile desselben Volkes auseinanderklaffen können.

Die Völker der Erde sehen sich mit kritischen und mißtrauischen Augen, weil ihnen Sympathie und Vertrauen fehlen. Es kommt so unendlich viel auf die Einstellung an, mit der wir dem Mitmenschen entgegentreten. Und diese Einstellung selbst setzt wieder ein objektives Ordnungsbild voraus, das uns erlaubt, das Brudervolk einzuordnen, das es uns überhaupt erst möglich macht, von einem Brudervolk zu sprechen. Die Gemeinschaft der abendländischen Völker ist zerbrochen. Sie kam auch im Mittelalter nie zu einer vollen harmonischen Darstellung. Aber es gab doch das Ordnungsbild der Völkerfamilie. Und dies wieder stand auf metaphysisch-theologischem Grund. Die Menschheit hatte einen gemeinsamen Vater. Sie beteten in all ihren Sprachen und Mundarten: „Vater unser, der du bist im Himmel“. Der Abfall der Christenheit vom gemeinsamen Glauben ist mehr als ein Vorgang, der die Philosophie und die Geistesgeschichte angeht. Es wird uns immer erschütternder klar, wie er die Fundamente unserer gesamten Kultur zerstört hat. Wenn die Völker der Erde den Weg zueinander finden sollen, den die

moderne Technik ihnen materiell erschlossen hat, und auf den sie durch die dringendsten wirtschaftlichen und politischen Weltprobleme verwiesen sind, dann werden sie das nur dadurch können, daß sie wieder das Vaterunser lernen. Denn damit lernen sie auch das Wort vom Bruder.

Vieles ginge leichter im Leben, wenn es einfach nur Menschen gäbe, wenn alle der gleichen Rasse angehörten und die gleiche Sprache sprächen. Wenn die Menschheits-Ingenieure, die Bevölkerungspolitiker und die Lenker der Wirtschaft sich nur über geographische Karten und nicht auch über die bunten und komplizierten politischen Atlanten zu beugen brauchten. Wenn die Menschen sich wie Kugeln frei verschieben ließen und nicht in der Verflechtung der Geschichte verfangen wären. Gott aber hat den Menschen so gewollt, in dieser Buntheit und mit Wurzeln. Er hat das Menschengewächs geschaffen in einer gewissen Ähnlichkeit mit den andern Gewächsen der Erde auch. Und wenn das Leben dadurch auch kompliziert und spannungsreich ist, so ist es darum doch auch voller Reichtum.

Es ist bezeichnend, daß die Völker in der Heiligen Schrift wie lebende Wesen benannt werden und als solche handeln. Sie sind wie große moralische Personen, denen der Schöpfer eine eigene Art und Gestalt gegeben hat. So wie der Reichtum des Gottesgedankens „Mensch“ nicht in einem Geschlecht erfaßt wird, sondern in Mann und Frau, wie er nicht in irgendeinem platonischen Allgemeinbegriff, sondern in der unübersehbaren Fülle der einmaligen und einzigartigen Individualitäten sich verwirklicht, so enthält er auch die Möglichkeit, sich in den vielen Spielarten der Rassen und Völker lebendig darzustellen. Jedes Volk ist ein Geschöpf Gottes. Jedes Volk ist ein einzigartiger Reichtum Gottes. Und alle sind sie aufeinander bezogen und zu einer Gesamtharmonie bestimmt, wie die verschiedenen Instrumente eines Orchesters. Damit ist auch angedeutet, daß die christliche Liebe keineswegs eine wahllose Vermischung fordert oder herbeisehnt. Auch die Natur ist vom Schöpfer, und die Harmonie entsteht nicht dadurch, daß die einzelnen Instrumente ihre Partitur aufgeben, sondern sie gewissenhaft spielen, freilich im steten Hinblick auf den Dirigenten und das Gesamtwerk.

Das ist die katholische Freude an der Buntheit der Schöpfung, die katholische allumfassende Weite, die jedes Werk des Herrgotts gelten läßt, die katholische Überwindung jeder engen Unduldsamkeit. Warum sollte es nur eine Art von Gewächsen geben? Alle Blumen sind schön auf ihre Art; keine darf die andere verachten, und alle brauchen einander. Denn selbst die königliche Rose braucht ihre geringeren Schwestern, eben um Königin zu sein.

Es gibt Deutsche, die es dem Italiener verübeln, daß er kein Soldat sei. Nehmen wir einmal an, daß diese Feststellung in dieser Allgemein-

heit richtig sei und daß auch die andere Voraussetzung zutrifft, daß der Deutsche ein besserer Soldat ist. Mit welchem Recht wollen wir denn fordern, daß alle Völker es uns in diesem Punkte gleichtun? Vielleicht ist der Italiener ein Künstler, vielleicht ist er diplomatisch begabt, vielleicht ist er von einer frommen und kindlichen Art, vielleicht ist er in einem schönen Sinn Mensch und liegt es ihm darum weniger, zu schießen und zu zerstören. Man muß vorsichtig sein mit seinem Aburteilen und mit seiner Unduldsamkeit. Gott will, daß es die Vielheit der Völker gibt, daß jedes seine besonderen Gaben pflegt und daß sie sich vertragen.

Aber ist nicht auch die Liebe zu den eigenen Menschen und zu unseren Gaben Pflicht? Hat nicht gerade für den religiösen Menschen das Vaterland teil an der Ehrfurcht, die wir den Eltern schuldig sind? Liegt da nicht ein Widerspruch vor? Franz von Sales ist im ersten seiner „Gespräche“, die er den Schwestern der Heimsuchung hielt, auf ein ähnliches Problem gestoßen: Wie soll man sich den andern Orden gegenüber verhalten? Auch da kann es ja allerlei menschliche Spannungen und Rivalitäten geben. Der weise, gütige Bischof gibt die Antwort: Wir sollen den eigenen Orden mehr lieben, denn er ist unsere Mutter; aber die andern sollen wir mehr ehren. — Wir sollen und dürfen uns unserer deutschen Art freuen. Sie ist uns in einer echten und tiefen Weise teurer als alles auf der Welt. Sie ist nach dem Willen des Schöpfers unser Nährboden, und mit unseren Landsleuten verbindet uns vieles Unsagbare, was wir nie mit einem Fremden werden teilen können. Aber diese Liebe soll keine feindselig geschlossene, sondern eine weltweit geöffnete sein. Auch die Fremden sind Brüder. Und gerade, weil sie Fremde sind, haben sie einen besonderen Anspruch auf unsere Ehrerbietung. Auch ihr Besonderes und Einmaliges stammt von Gott.

Es gehört zum katholischen Menschen, daß er ein katholisches, das heißt weltweites Herz habe und sich nie mit dem vaterländischen Horizont begnügt. Unbeschadet einer echten, opferfrohen Liebe zu seinem Volk wird er immer auch Aug und Ohr haben für die Menschen draußen. Er wird in ihnen die Glaubensbrüder sehen oder doch die Kinder des gleichen Vaters, für die alle das Erlöserblut floß, und denen allen das Heil in Christus und seiner Kirche angeboten ist. Er wird sie willkommen heißen, wenn er ihnen begegnet. Er wird sie in sein Gebet einschließen. Er wird die Zeitung mit ganz anderen Augen lesen als der Heide.

Das sind nicht programmatische Erklärungen ins Leere hinein. Die Katastrophe, die die Völker der Welt heimgesucht und in einer wahren Völkerwanderung durcheinandergewirbelt hat, hat unzählige Christen ganz konkret vor die Aufgabe gestellt, die christliche Bruderliebe zu leben und in ihrem Geist die Vorurteile von Volk und Rasse zu sprengen. Wir wollen gewiß nicht behaupten, daß Priester und Laien in jedem Fall

dieser Aufgabe voll entsprochen haben. Aber es gab so viel Beispiele menschlicher Güte und lebendigen Glaubensgeistes zwischen den Gefangenen und Deportierten auf der einen und der Bevölkerung des Gastlandes auf der andern Seite, zwischen den Mitgliedern der Besatzungsmächte und christlichen Gruppen unter der Bevölkerung, zwischen den verfeimten Juden und den Christen, daß man von einem Aufbrechen urchristlichen Brudergeistes sprechen kann. Die tiefe und eigentliche Front deckt sich längst nicht mehr mit Ländergrenzen. (Hat sie es je getan?) Sie geht horizontal durch alle Völker hindurch. Wenn der christliche deutsche Soldat auf dem Rockaufschlag des deportierten französischen Jungarbeiters das Zeichen der christlichen Arbeiterjugend sah, dann stand er vor einem Bruder.

Das sind Ansätze, die beglückend und wichtig sind, aber es sind Ansätze, und es bleibt viel zu tun, bis sie in ein breiteres Bewußtsein vordringen. Es gab auch schmerzliche Enttäuschungen, etwa, wenn Kriegsgefangene zu spüren bekamen, daß der Priester des Landes, in dem sie zu arbeiten hatten, seine Nationalität dermaßen in den Vordergrund stellte, daß sein Priestertum dahinter zurücktrat. Der höchste und umfassendste Wert ist der Glaube; alle andern sind ihm untergeordnet. Wer Priester ist, vor allem Priester, und wer Christ, ist vor allem Christ. Wir müssen den Mut haben, damit Ernst zu machen, sonst ist unser Christentum nur noch Fassade.

Da sind nun die Gottesdienste von Mitgliedern der verschiedenen Besatzungsmächte in unsern Kirchen. Auch sie sollten bewußt in diesem Zusammenhang gesehen werden. Ihre Gestaltung liegt bei den Geistlichen der Besatzungsmacht. Diese legt zum Teil Wert darauf, daß die Gottesdienste den Charakter der Exklusivität wahren. Manche unserer Gläubigen werden das begrüßen. Der Gedanke, daß da Ausländer oder gar „Feinde“ ihre Kirche benutzen, ist ihnen irgendwie peinlich. Aber das ist eine falsche Sicht! Wir sollten uns dieser Gottesdienste mit katholischem Herzen freuen. Daß diese Menschen Kanadier oder Engländer oder Franzosen sind, tritt in dem Augenblick zurück, da sie mit uns das heilige Opfer feiern. Wir sollten die Gelegenheit benutzen, um voll Freude der weltumfassenden Weite der Mutter Kirche bewußt zu werden. Diese katholischen Menschen sind hier in der Kirche und in unserer Gemeinde zu Hause. Sie sollten es fühlen, und wir selber auch. Es wäre eine Aufgabe der Geistlichen beider Teile, auf den „katholischen“ Sinn solcher Begegnungen hinzuweisen, wie es an manchen Stellen ja auch schon geschieht. Aber sind wir katholischen Christen in diesen Dingen nicht viel zu schüchtern, und kann uns da nicht manchesmal das Beispiel der Christen anderer Bekenntnisse beschämen? Oder sind wir uns unserer Sache so wenig sicher, daß wir schon wieder nach irgendeinem unsichtbaren Zensor schielen und besorgen, wie man später einmal darüber urteilen werde? Anstatt zu fragen, was der Herrgott heute von

uns verlangt, und freilich, was die Kirche Christi morgen und in hundert Jahren von unserem wesenhaften Christentum denken wird.

Wie können wir uns und unsere Kinder zu einer solchen katholischen Weite erziehen? Denn es kommt vor allem darauf an, daß die jungen bildsamen Menschen die fremden Völker und die fremden Menschen mit christlichen Augen sehen lernen. Wir werden uns der aufgewiesenen Fehlerquellen zu erinnern haben, um sie eine nach der andern zu bekämpfen: An die Stelle stolzer Abschließung muß geistige Aufgeschlossenheit für das Gute und Schöne bei den andern Völkern treten: Welche Gnaden haben sie empfangen, was haben sie der Kirche gegeben, welchen Kämpfen und Prüfungen ist der Glaube bei ihnen ausgesetzt? Es handelt sich dabei nicht einfach nur um Wissen, sondern um geistige Geräumigkeit und Sympathie, eben um ein katholisches Herz. Ein schönes Beispiel, wie Wissen und Güte das Verständnis für ein fremdes Volk aufzuschließen vermag, ist die „Amerika-Fibel“ von Margret Boveri (Bardischer Verlag, Freiburg 1946). Solcher Bücher brauchten wir für jedes Volk eines!

Man denke an die kindhafte Neugierde und liebenswürdige Aufnahmebereitschaft, mit der ein Jón Svensson fremde Länder und Völker bereiste. Ein deutscher Studierender, der von Irland nach den USA reiste, schrieb unter dem 26. Juni 1947: „Ich erzählte auf dem Schiff meinen amerikanischen Tischnachbarn, daß ich von jedem Land und Volk die guten Seiten mir aneignen und so von Irland ‚kindness‘ und ‚sense of humor‘ mitnehmen möchte; was denn die amerikanischen Vorzüge seien?“ Er erhielt zur Antwort: „Ungezwungenheit, Aufgeschlossenheit und Sportbegeisterung.“ Aber das Inhaltliche ist hier weniger wichtig. Wichtig ist die Einstellung des Reisenden. Wer so reist, wird wirklich lernen. Er wird nicht, wie es manchem SS-Mann erging, draußen nur die Bestätigung für das finden, was man ihm zu Hause eingetrichtert hatte. Ein deutscher Gerbergesell, der 1838 in Venedig war, das ihn enttäuschte, schrieb in sein Tagebuch: „Soll jeder selber suchen, der Augen im Kopfe hat, und sich nicht anderer Leute Brillen aufsetzten“ (Johann Eberhard Dewald, „Biedermann auf Walze“).

Reisen und gegenseitige Besuche, das Lernen fremder Sprachen, das Verfolgen ausländischer, insbesondere der christlichen Literatur, das alles können Hilfen sein, um die Völker verstehen zu lernen und der Unwissenheit und dem übelwollenden Schlagwort entgegenzutreten, wie wir überhaupt unser ganzes Reden über die andern einer strengen Kontrolle unterstellen müssen. Der Christ wird der Propaganda gegenüber mißtrauisch sein und Selbständigkeit bewahren. Er freut sich nicht über das Böse. Er will sich lieber am Guten freuen. Die geistige Freiheit, die er sich errungen hat, wird ihn über die Parteien stellen. Oft genug wird ein Wort der Bischöfe oder des Heiligen Vaters die Schleier der Verleumdung und der Lüge zerreißen. Dadurch, daß er nach Rom schaut,

wird der Katholik mit der Einheit der Gesamtkirche verbunden bleiben und sich nicht in das enge Netz der Gehässigkeit einfangen lassen.

In der Gesellschaft Jesu gibt es seit Jahrhunderten eine Regel, die in dieser Fassung nicht wörtlich von Ignatius stammt, aber ganz seinen katholischen Geist atmet. Sie faßt alles, was hier gesagt wurde, auf eine knappe Formel zusammen, und man wünschte, daß alle wahren Christen sie sich zu eigen machten. Sie lautet foglendermaßen: „Alle mögen sich vor der Neigung hüten, mit der die Völker übereinander abfällig zu urteilen und zu sprechen pflegen. Vielmehr sollen sie einander wohlwollen und mit besonderer Liebe den fremden Völkern im Herrn zugetan sein.“

Der gläubige Mensch weiß vom Vater im Himmel. Auch er kann sich den bitteren Wirklichkeiten der Geschichte nicht verschließen. Aber er sieht sie im Licht des Glaubens. Er weiß, daß alle Sünder sind, und hütet sich vor Pharisäertum. Wir sind Kinder desselben Vaters. Und wenn ein Volk besonders belastet erscheint, dann ist es krank und doppelt der Hilfe bedürftig. Alles sehen, wie es in Gott ist, und mit dieser Glaubensschau Ernst machen bis in den Alltag und die Politik hinein, das wäre die Lösung — die Überwindung des Laizismus im privaten und im öffentlichen Bereich, die Aufrichtung des Königstums Christi in allen Bereichen des Seins.

Vom Sinn des Kirchenrechts

Von WILHELM BERTRAMS S. J.

„Providentissima Mater Ecclesia — Die Kirche als besorgte, vorausschauende Mutter...“, so beginnt die Apostolische Konstitution, durch die Papst Benedikt XV. dem Gesetzbuch der Kirche am Pfingstfest 1917 Rechtskraft verlieh. Diese Worte, die das Gesetzbuch selbst einleiten, sind keine leere Formel, sie deuten auch nicht nur den Zweck der kirchlichen Gesetzgebung an: das kirchliche Leben vorherschauend zu ordnen; sie geben vielmehr — im Kern wenigstens — die eigentliche Natur, das innerste Wesen alles Kirchenrechtes wieder: in mütterlicher Liebe das übernatürliche Leben der Gnade stets neu zu schenken, zu erhalten und zu entfalten¹.

Es mag zunächst befremdend scheinen, daß das Kirchenrecht eine solch lebenspendende und lebensfördernde Kraft haben soll. Wir sind eher geneigt, von jeder Rechtsordnung und vom Zwang des Rechtes zu fürchten, daß sie das frische Leben hemmen, seine sprudelnden Quellen

¹ Für eine vertiefende philosophisch-theologische Begründung der folgenden Ausführungen und für Literaturhinweise siehe: W. Bertrams, Die Eigennatur des Kirchenrechts, in: „Gregorianum“ (Rom) 1946, 527—566, und: Das Privatrecht der Kirche, ebd. 1944, 283—320.